



MATTHIAS W. SEIDEL

Der Tanz

Die Geschichte einer Liebe

des

Nachtfalters

Roman

Für Heike,
die Liebe meines Lebens

Inhaltsverzeichnis

1. Teil Vergangenheit

Marlin & die Suche nach dem Licht

Ilka & die Träume

Der Weg zurück

Das große Treffen

Sternschnuppen

2. Teil Gegenwart

War es wirklich nur eine Herbstnacht?

Sehnsüchte

Ilka räumt auf

Auf immer & ewig

Marlin & das Morgen

Franja

3. Teil Zukunft

Große Veränderungen

Der Umzug

Marlin & das Ende

Geschenke

1. Teil Vergangenheit

**In einer Welt ohne Wahrhaftigkeit drehen wir
zwei uns zur Musik der Sterne und heulen
zum Mond wie einsame Wölfe ...**

Marlin & die Suche nach dem Licht

He, Wirt!«, rief Marlin zur Theke hinüber, ohne den Kopf zu heben. Er starrte fasziniert in sein leeres Glas, in dem sich unablässig ein Rest am Boden sammelte, den auszutrinken er nicht im Stande war. Stille umgab ihn in dem trüben, muffigen Raum, nur sein Herzschlag pochte in seinen Ohren. Die Lampe über dem Tisch warf einen fahlen Lichtkegel auf die zerschrammte Tischplatte. Marlin blickte auf seine Hände, seine Finger, die unter der dürftigen Beleuchtung leblos und alt wirkten. Warum saß er eigentlich hier, Abend für Abend? Weder der Wirt noch er selbst wussten eine vernünftige Antwort darauf.

Marlin trank gern ein Bier, ein zweites, ein drittes und, wenn ihm danach war, auch mehr. Er hasste es, sich in dieser Hinsicht irgendwelche Vorschriften aufzuerlegen oder gar Grenzen zu setzen. Was hatte ihm das Leben in den vergangenen neununddreißig Jahren Großartiges geboten? Ein gewisser Prozentsatz der Menschen eignet sich ausgezeichnet zu Verlierern, und jeder, der dies für sich entdeckt hat, sollte von allen weiteren Versuchen Abstand nehmen, seinen Lebenslauf mit Gewalt in eine andere als die ihm vorbestimmte Richtung zu lenken. Auch er hatte lernen müssen, den Teil der Wirklichkeit zu genießen, der für ihn bestimmt war – nicht mehr und nicht weniger.

Endlich leuchtete die Glatze des Wirtes hinter der Theke hervor. Ohne den Blick zu heben, nahm Marlin das leere Glas vom Tisch und hob es über seinen Kopf. Ganz langsam stellte er es auf dem schmalen Schädeldach ab, mitten hinein in den Ursprung der dunkelblonden Mähne, die ihm

bis zu den Schultern reichte. Nun zog er seine Hand zurück und balancierte das Bierglas.

»Bravo«, rief der Wirt und klatschte in seine speckigen Hände. »Ich kannte mal 'nen Typen, der konnte mit fünf Bällen jonglieren«, fuhr er fort. »Ein wahrer Wunderknabe, das kannst du mir glauben.«

»Ich war auch einer. Willst du wissen, warum?«

Der Wirt hinter der Theke nickte eifrig.

»Ich war der mutigste Fünfjährige, den diese Stadt je gesehen hat. Ich saß damals allein auf dem Spielplatz und spielte im Sand. Ich formte mit meinen Händen Straßen und Wege, Flussläufe, Gebirge und Täler. Ich versank in meiner Kinderwelt; ich verschmolz regelrecht mit ihr.

Als ich mitten im Spiel war, kam eine Gruppe Jugendlicher, Halbstarke in Lederjacken, die Zigaretten keck im Mundwinkel. Sie standen zunächst um die Schaukel mit dem Traktorreifen herum. Verspielt und albern versuchten sie alle gleichzeitig darauf Platz zu finden, schubsten sich gegenseitig herunter und dergleichen. Bald entdeckten sie mich, steckten die Köpfe zusammen und kicherten. Sie verließen die Schaukel und kamen auf mich zu.

Ich beobachtete sie mit strahlenden Augen. Ich wollte ihnen erzählen von meiner kleinen Welt im Sandkasten. Ich wollte sie teilhaben lassen an meinen Gebilden, den Straßen und Wegen, Flussläufen, Gebirgen und Tälern. Sie hingegen umringten mich schweigend und starrten mich an, als hätten sie nie zuvor einen Jungen in meinem Alter gesehen. Ich blickte von einem zum anderen und zeigte ihnen meine kleine Schaufel. Einer der Jungen sammelte derweil am Weg Kieselsteine auf. Sorgsam wie rohe Eier hielt er sie in seinen Händen. Meine Augen begannen vor Freude zu leuchten. Was konnte man nicht alles mit diesen schönen Steinen anstellen? Sie sollten die Häuser an meinen Straßen und Wegen sein, die Bäume an meinen Flussläufen, die Felsmassive auf meinen Bergen, die seichten Wellen meiner Täler.

Nun setzte sich der Junge neben mich in den Sand und hielt mir die Steine unter die Nase. Ich lächelte und blickte ihm in die Augen, tiefer und tiefer, bis auf den Grund seiner Seele. Und da wusste ich plötzlich, dass er nicht mit mir spielen wollte. Er öffnete seinen Mund, sog die Luft zwischen den gelben Zahnreihen ein und sagte: *Iss!*«

Der Wirt trat nervös von einem Fuß auf den anderen. »Und?«

»Wortlos griff ich mir den ersten Stein. Er schimmerte matttürkis und hatte die Form eines Herzens. Ich öffnete meinen Mund und legte ihn mir behutsam auf die Zunge wie eine Hostie, verstehst du? Er war kalt und trocken, roch nach Hundekot und Pisse.

Da lag er auf meiner Zunge und ich ließ den Blick um mich wandern. Ich sah ihre Gesichter ganz nah vor mir. Ihre Augen waren groß wie Billardkugeln. Sie warteten. Warteten darauf, dass ich den Mut verlor, dass ich in Tränen ausbrach, dass ich aufstand und davonlief. Ich aber blieb, wo ich war. Ich sah erneut in das Gesicht des Jungen mit den Steinen in der Hand. *Iss weiter, sagte er, du bist nicht satt.* Und wieder nahm ich einen Kieselstein. Vorsichtig legte ich ihn mir auf die Zunge neben den ersten.«

Der Wirt atmete schwer und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Er blickte auffordernd zu Marlin, der, sein leeres Glas in den Händen wiegend, ihn keines Blickes würdigte.

»Das Ganze wiederholte sich so oft, bis mein Mund randvoll war. Gaumen und Zunge brannten mir. Ich glaube, ich wurde blass, während unbeschreiblicher Brechreiz in mir emporzusteigen begann.

Ein Stein war übrig. Er lag in den bebenden Händen des Jungen neben mir. *Hat dir deine Mama nicht beigebracht, immer artig aufzuessen?*, zischte er. So griff ich nach dem letzten Stein und schob ihn mir, so gut es ging, zwischen die Lippen. Er ragte zur Hälfte aus meinem Mund. Alles wartete – ich blieb, wo ich war. Schließlich erhob sich der Junge. Er

drehte sich einfach um und ging. *Spielverderber!*, hörte ich ihn sagen. Die anderen folgten ihm schweigend.

Ich saß da, mit den Steinen im Mund. Ich hatte gesiegt, jedoch keine Lust mehr am Spielen. Ich spuckte die Steine aus, einen nach dem anderen, und kotzte mir meine kleine Seele aus dem Leib.«

Der Wirt räusperte sich. »Hast du dich jemals dafür gerächt?«

»Ich habe dem Jungen später mit einem großen Kieselstein den Schädel gespalten«, antwortete Marlin ruhig.

Ein trockenes Lachen drang aus der Kehle seines Gegenübers. »Du hast ... was?«

»Was ist aus ihm geworden?«, ignorierte Marlin die Frage.

»Aus wem?« Der Wirt zog die Brauen über den Augen zusammen.

»Na, aus dem Jongleur!«

»Keine Ahnung.« Er brummelte etwas und schob sich hektisch hinter dem Ausschank hervor.

Marlin sah ihn näherkommen und wunderte sich, dass er keine Schleimspur entdecken konnte, so untertänig kroch er heran, so zum Kotzen wohlwollend war alles an ihm. Er wunderte sich weiter, dass er nie den Mut aufgebracht hatte, diese Silhouette mit einem gezielten Faustschlag zu durchbrechen. Wie er das Glas vom Tisch nahm, wie einen Eiskristall, den es zu bergen galt, und wie er damit zum Tresen zurückschlich, als sei das Glas eine Lampe und er von schwärzester Finsternis umgeben.

Erneut hinter der Theke angelangt, schenkte er nach. Vorsichtig ging er dabei vor, als fülle er reinstes Nitroglyzerin ab. Schwankend wie ein Kutter auf hoher See kam er mit dem Glas zum Tisch zurück. Sein Gesicht leuchtete wie ein Magnesiumstab, während er es behutsam, als könnte die Tischplatte unter dem Gewicht nachgeben, vor ihm abstellte.

»Du bist der geborene Wirt, was?«, sagte Marlin, bevor er den Rückzug antreten konnte.

»Wie?«

Ehe der Kerl zu seinem Bollwerk zurückgekehrt war, hatte sein Gast das Bier in einem Zug ausgetrunken, sich erhoben und zur Tür bewegt. »Anschreiben?«, fragte der Wirt überrascht.

Marlin nickte stumm.

Der Kerl verzog kurz das Gesicht zu einem Grinsen und hob die Hand zum Gruß. »Bis morgen.«

»Bis Montag«, verbesserte ihn Marlin. Dann trat er, ohne sich zu verabschieden, hinaus in die dunkle Nacht.

Weit entfernt, irgendwo hinter dem schier endlosen Häusermeer, hielt gerade der Herbst Einzug. Die Bäume legten ihr grünes Kleid ab und verabschiedeten den Sommer in bunter Pracht. Die Felder zeigten ein eintöniges Braunbeige, und überall draußen auf dem Land roch es nach frisch gepflügter Erde. Die Lichter in den Häusern brannten wieder früher und die Menschen zogen sich vor den kälter werdenden Abenden in ihre Behausungen zurück. Die Morgensonne musste sich erst des grauen Mantels erwehren, der zäh in allen Senken klebte, und des Nachts lugte bereits tief im Osten Orion hinter der seichten Wellenlandschaft hervor.

Dies alles wusste er. An die Tage, an denen er es mit eigenen Augen gesehen hatte, konnte sich Marlin nicht erinnern. Ab und zu, im Traum, erkletterte er einen riesigen Baum, dessen Krone bis hinauf in die Wolken reichte und dessen Wurzeln die ganze Welt umspannten. Oben in einer Astgabel ließ er sich sacht hin und her schaukeln. Keine Macht der Welt konnte ihn von diesem Thron vertreiben. Er sah amüsiert nach unten, wie das Leben seinen Lauf nahm, wie Farben, Menschen und Länder wechselten. Auf einmal stellte er fest, dass er selbst dieser Baum war, und das erfüllte ihn mit tiefster Zufriedenheit.

Hier gab es keine Bäume, nicht einmal Jahreszeiten, hier, in dieser gottverdammten Stadt. Allenfalls der Fensterschmuck wechselte, das Grau der Mauern blieb.

Marlin konnte nicht sagen, wann er sich das letzte Mal außerhalb dieser Landschaft aus Beton und Stahl, aus Gleichgültigkeit und Ignoranz aufgehalten hatte. Er hatte sich das Zählen der Jahre abgewöhnt, wie manches andere im Leben.

Den Kragen seiner Jacke hochgeschlagen, die Hände steif in den Taschen vergraben, lief er auf dem feuchten Pflaster zur nächsten U-Bahn-Station. Er hasste die U-Bahn. Nicht weil es tief unten in den Schächten dunkler war als oben. Er konnte es einfach nicht ertragen, wenn die Waggonen immer voller und voller wurden, wenn das Gedränge einem die Luft nahm, der Geruch nach Zigaretten, Knoblauch, Parfüm und Schweiß eine Dunstglocke bildete, wenn man einfach nicht mehr wusste, wohin man schauen sollte, um der ekelhaften Nähe, den Hunderten von Alltagsgesichtern zu entfliehen. Andererseits liebte er die muffigen Schächte tief unter der Stadt, den Geruch nach Schmiere und Öl, den die Züge vor sich herschoben.

Marlin trottete weiter. Müdigkeit legte sich auf seine Sinne, dumpf und schwermütig. Er wollte nicht nach Hause, sich ins Bett legen und dort den Gedanken nachhängen, die seit vier Tagen um den Brief kreisten, den er in seinem Postkasten vorgefunden hatte. Er wollte sich nicht Erinnerungen hingeben, die verloren waren.

Er stoppte kurz an einem Zigarettenautomaten, kramte aus seinen Hosentaschen etwas Kleingeld hervor und zog eine Packung Luckies. Daraufhin bog er in die nächste Seitenstraße ein und lief bis zur Hausnummer sechshundsechzig.

Der Nachtportier – falls er diese Bezeichnung verdiente – sah vom Bildschirm des kleinen Fernsehers auf, als die Türglocke läutete. Er streckte sich in seinem Sessel aus, blickte auf die Uhr über dem Schlüsselkasten und gähnte ausgiebig. »Du schon wieder?«

»Si vis amari, ama«, sagte Marlin in der Tür stehend und ging die drei Schritte bis zu der Treppe, die ins obere

Stockwerk führte.

»Liebe, wenn du geliebt werden willst«, antwortete der Portier.

»Du lernst schnell«, entgegnete Marlin und suchte nach den Zigaretten. »Ist sie frei?«

Der Mann hinter der Theke nickte, während er den Hörer vom Telefon nahm und eine zweistellige Nummer wählte. »Dein Typ wird verlangt, Madeleine«, krächzte er in die Leitung. Er fing die Schachtel auf, die Marlin ihm zuwarf, ließ sich in seinen Sessel zurückfallen, zündete sich genüsslich eine Zigarette an und wandte sich wieder der Talkshow zu, die über den Bildschirm flimmerte.

Als Marlin die Tür ihres Zimmers öffnete, kniete sie in einem rosa Negligé neben ihrem großen, runden Bett, zog ein paar Falten aus dem Betttuch und strich mit ihren langen Fingern über die Decke.

»Mein armer kleiner Nachtfalter kann nicht schlafen? Ist er wieder ziellos durch die Nacht geirrt, bis er das Licht in meinem Fenster fand?«

»Die Träume sind düster und lang«, antwortete Marlin matt. Er ging an ihr vorbei in das kleine Badezimmer und schloss die Tür hinter sich. Lange stand er unter der Dusche und sumnte gedankenverloren eine Melodie vor sich hin. Er fühlte, wie sich ganz allmählich seine Muskeln entspannten. Anschließend ging er nackt zurück ins Zimmer und legte sich neben sie auf das Bett.

Sie löschte das Licht. Von draußen drangen haarfeine Lichtpfeile durch die geschlossenen Jalousien. Sie brachen sich in den Spiegeltüren des Kleiderschranks, knickten in den Ecken der kahlen Wände und streiften den Ventilator über der Tür, dessen Blätter leise quietschend wie die Flügel ferner Windmühlen die Unbehaglichkeit im Raum Stück um Stück verscheuchten.

Sein Atem wurde ruhiger. Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf und spürte, wie sie sich neben ihm zu bewegen begann.

»Bist du soweit?«, fragte sie, während sie ihren Fummel abstreifte.

»Gib mir ein paar Minuten.«

Sie erhob sich vom Bett und lief zu dem kleinen Kühlschrank, der in der Ecke hinter der Tür stand. »Willst du was?«

Marlin brummte abwesend.

»Scotch, Brandy, Whisky, Cognac?«

»Whisky«, antwortete er und drehte sich zur Seite.

Sie kam mit zwei Gläsern auf einem kleinen Tablett zurück und stellte es auf die Bettdecke. »Erzählst du mir was?«, fragte sie leise und nippte an ihrem Glas.

»Was?«

»Von deinem ersten Sexabenteuer.«

»Du willst wissen, wie mein erster Fick war? – Beschissen! Sie hatte Schmerzen und ich kam nach dreißig Sekunden.«

»Hattest du jemals was mit Jungs?«

Marlin drehte sich auf den Rücken, rückte das Kissen hinter dem Kopf zurecht, nahm sein Glas und trank. Er starrte zur Zimmerdecke empor. »Ich war acht oder neun Jahre alt. Wir wohnten damals in einem klitzekleinen Häuschen am Stadtrand. In unserer Straße gab es viele Kinder in meinem Alter. Wir waren eine richtige Clique, verstehst du? Hinter den Gärten gab es eine Wiese, unseren Bolzplatz, mit einem wackeligen Tor aus alten Wäschestangen. Sie gehörte einem wortkargen Mann. Wir nannten ihn Knacker. Gleich dahinter stand eine alte Kastanie, auf der wir im Sommer bis in die Nacht hinein hockten und Geschichten zum Besten gaben oder Pläne schmiedeten. Von dort oben konnte man über die Wiesen und Felder zum Wald sehen, der schweigend in der Dämmerung lag wie eine graphitfarbene Mauer. Die Älteren nannten uns Baumkinder.

Einer dieser größeren Jungen hatte kurze schwarze Haare, ein kantiges Gesicht mit blitzenden braunen Augen und einer großen, eckigen Nase. Er rauchte und trank Bier. Wenn

uns jemand ärgern wollte, war er zur Stelle. Weißt du, er spielte nie mit uns, aber irgendwie war er da, wenn wir ihn brauchten. Wir nannten ihn Boss. In Wirklichkeit war er unser Schutzengel.

Eines Abends im Spätsommer fuhr ich mit meinem klapprigen Drahtesel die Feldwege entlang zum Wald. In der klaren Luft, die über der Landschaft lag, kündigte sich der Herbst an. Plötzlich sah ich eine dünne Rauchfahne, die sich mitten aus einem der abgeernteten Felder wie eine Leiter schräg zum Himmel erhob. Ich lenkte mein Rad näher heran. Auf dem Acker saß ein Mann neben einem Feuer. Als er mich entdeckte, winkte er kurz zu mir herüber. Da erkannte ich ihn: Es war der Boss.

Er fragte mich, ob ich Lust auf Erdäpfel hätte. *Erdäpfel?*, entgegnete ich erstaunt. *Kartoffeln*, lachte er. Ich nickte und setzte mich zu ihm. Gebannt starrte ich in den glühenden Haufen vor mir und beobachtete, wie die gelbroten Flammen mal hierhin, mal dorthin züngelten. Ich lauschte dem Knacken und Zischen der welken Stauden und verfolgte den aufsteigenden Rauch. Der Boss lief mit einer Mistgabel in der Hand herum und türmte das Brenngut immer wieder zu einer Pyramide auf. Ansonsten saß er einfach da, starrte ins Feuer und schwieg. Ab und zu holte er eine schmale Flasche aus seiner Hosentasche und nahm einen Schluck daraus. Er schüttelte den Kopf, als ich ihn bat, sie auch mir zu geben. *Das ist nichts für dich*, sagte er und lächelte.

Irgendwann setzte ich mich neben ihn. Und als ich so dasaß, fuhr er mir plötzlich mit seiner Hand zwischen die Beine. Es war ein eigenartiges Gefühl. Ich wusste nicht, was es zu bedeuten hatte, aber es war nicht unangenehm. Seine Hand erzeugte eine wohlige, ungewohnte Wärme. Ich lächelte ihn an. *Du musst nicht, wenn du nicht willst*, sagte der Boss leise. Da ich es wollte, drang er schließlich in meine Hose ein. Er berührte mich mit solcher Vorsicht und Zärtlichkeit, wie ich es ihm nie zugetraut hätte. Seine Finger

erweckten meinen Körper. Bald führte er meine Hand zu sich, und ich tat, wie er mir tat. Ich erkundete sein reifes Geschlecht. Es war ein Abenteuer, verstehst du? Es war so neu und wohltuend, dass ich schlichtweg jede Sekunde genoss.

Nachdem er aufgestöhnt hatte – und ich befürchtete, ihm weh getan zu haben, weil sich plötzlich über meine Hand eine warme, zähe Flüssigkeit ergoss –, ließen wir beide voneinander ab. Ich sah ihm schuldbewusst in die Augen. Er schüttelte den Kopf und lächelte wieder. Wir zogen uns an und er stocherte mit einem Stecken in der verbliebenen Glut herum. Wenig später hielt er mir eine kohlrabenschwarze, dampfende Kartoffel unter die Nase. Schweigend genossen wir die heißen Früchte des Feldes.

Ich muss jetzt gehen, sagte ich bald. Der Boss nickte und warf neue Äste ins Feuer. Der Mond am Himmel tauchte das Land in eine milchig graue Farbe. Ich stieg auf mein Fahrrad und machte mich auf den Rückweg. Kurz vor den ersten Häusern hielt ich an und blickte zurück.« Marlin nahm einen kräftigen Schluck aus dem Glas. »Bis heute weiß ich nicht, wie der Junge wirklich hieß.«

»Eine schöne Geschichte. Wirklich!« Madeleine lächelte und schenkte nach. Dann kam sie ganz nah an ihn heran. »Sag es mir. Bitte!«, hauchte sie ihm ins Ohr.

»Wandelnd in den Höhlen der Unschuld seh' ich mich«, begann er.

Sie fuhr mit den Fingerspitzen seine Schenkel auf und ab.

»Die lodernde Fackel den rechten Weg erahnend«, fuhr er fort.

Sie massierte sein schweres Glied in ihren Händen.

»Sinnlich bebend die Wollust, die mir im Busen wächst.«

Sie erhob sich, und ganz langsam setzte sie sich auf ihn.

Marlins Stimme wurde zu einem Wimmern. »Und aller Erden Münder verschmelzen zur Grazie deiner Lippen.«

Sie stieß immer kräftiger auf sein Becken hinab.

»Such mich im Labyrinth der ...« Er stockte. Seine Hände legten sich auf ihre Hüften. Hart krallten sich seine Finger in ihre Haut. Er warf sie von sich und versuchte zu weinen. Es gelang ihm nicht.

»Weißt du was?«, schrie sie ihn an, während sie sich vom Boden erhob. Sie rieb sich den schmerzenden Ellenbogen und sah auf ihn herab. Marlin lag da, zusammengekauert wie ein Kind. »Du bist genau wie alle anderen perversen Schweine. Du behandelst Frauen wie ein Stück Scheiße. Nein, du bist schlimmer. Du mit deiner Vergangenheit, die du wie eine Reliquie spazieren trägst.« Sie setzte sich auf die Bettkante und kehrte ihm den Rücken zu. »Keine Hure der Welt wird dich je befriedigen können«, fuhr sie leiser fort. »Du suchst nicht nach Lust, nach Geilheit, nach dem schnellen Fick, während zu Hause Frau und Kinder warten. Du sehnst dich nicht nach dem Prickeln unter der Haut, wie es nur geübte Finger erzeugen können. Du brauchst nicht den Nervenkitzel, die Heimlichkeiten, das stete schlechte Gewissen, etwas Verbotenes, Unanständiges zu tun. Was interessieren dich meine Schenkel, meine Fotze, meine Titten? Du leidest für etwas Heiliges, für etwas, das du bei keiner von uns bekommen wirst. Du suchst nach etwas, nach dem sich jeder Mensch sehnt. Versteh das doch endlich!«

Marlin schwieg und trank seinen Whisky.

»Wenn ich geduscht habe, bist du verschwunden«, sagte sie und lief ins Bad. »Geh raus, Nachtfalter, und such nach deinem Licht in der Finsternis.«

Eine halbe Stunde später stand er unter dem Licht der trüben Deckenlampe, die den Flur und die Tür zu seiner Wohnung in ein schmutziges Licht tauchte. Während er den Schlüssel hervorkramte, starrte er auf das Schild neben der Klingel. »Marlin Haik«, las er, und als er über die Schwelle trat, überfiel ihn ein eigenartiges Gefühl. Er kam sich fremd vor, als würde er die Wohnung eines anderen betreten. Er zog seinen Mantel, Schuhe und Strümpfe aus, löschte das

Licht im Flur und lief barfuß im Dunkeln in die Küche. Im Kühlschrank griff er nach dem Whisky, der unten in der Türschale neben einer Flasche Ketchup und einer Milchtüte stand. Anschließend schlich er auf Zehenspitzen in sein Schlafzimmer und ließ sich mit bleiernen Gliedern aufs Bett fallen. Er schraubte den Verschluss ab und nahm einen kräftigen Schluck. »Wer, verdammt, bist du, Marlin Haik?«, murmelte er.

Ilka & die Träume

Noch hielt das kleine Boot den Wellen stand. Sie ließ ihren Blick hinaus in die Ferne wandern. Ihre Augen suchten den Horizont ab, suchten geduldig, um jede winzige Erhebung aus der dunkelblauen Linie auszumachen. Aber so sehr sie sich auch anstrengte, der leicht gekrümmte Pinselstrich um sie herum blieb unverändert. Längst hatte sie das Rufen und Wehklagen aufgegeben, das Bitten und Beten zu Gott, dessen Kraft sie nicht erreichte oder dessen Stimme sie nicht vernahm. Sie hielt die Hände gefaltet. Es war eher die Kälte, die sie dazu trieb.

Sie blickte auf die Planken unter ihren Füßen, auf den kleinen Spalt darin, durch den das salzige Nass allmählich ins Innere des Bootes drang. Wie lange würde es dauern, bis Wasserspiegel und Bootsante ineinander übergingen? Sie musste sich an die Kälte gewöhnen, an die eisige Flüssigkeit, die ihr unter die Kleider kroch. Die Wolldecke mit den bunten Blumen, in die sie sich gehüllt hatte, spendete etwas Wärme. Abwesend starrte sie auf ihre Turnschuhe, die bereits von Wasser umspült waren. Sie hob abwechselnd die Beine und ließ sie nacheinander ins Wasser zurückplatschen.

Könnte sie das Leck stopfen? Sie nahm den Saum ihrer Decke in den Mund und riss mit den Zähnen die Naht auf. Sie löste ein Stück ab und knüllte es in der Hand zu einem unansehnlichen Bündel zusammen. Dann drückte sie es, so fest es ihre schwindenden Kräfte zuließen, in den Spalt unter ihren Füßen. Sie wollte sich nicht den Kopf darüber zerbrechen, wie lange ihr damit Aufschub gewährt würde, sie wollte vielmehr dasitzen und abwarten. Abwarten, bis

der bunte Fetzen dem Druck unter ihren Füßen nachgab, bis letztendlich die unendliche Tiefe in ihr kleines Boot drang.

Abermals ließ sie den Blick um sich schweifen. Wieder suchten ihre Augen den Horizont ab, suchten geduldig, um jede winzige Erhebung aus der dunkelblauen Linie auszumachen. Nur wenige Sonnenstrahlen drangen aus der Tiefe herauf. Am Himmel leuchteten die ersten Sterne.

Die letzten Strahlen am Horizont. Konnten sie nicht das Licht eines Leuchtturms sein, der seine Botschaft pulsierend in die Welt hinaustrug? Sie schaute zum Himmel hinauf. Das blinkende Sternenzelt offenbarte ihr den Blick in die Unendlichkeit. Ein großes Gehirn ist unser Kosmos, dachte sie, und jede Sternschnuppe ist eine Idee Gottes. Wäre es möglich, die Hände in die Luft zu strecken und sich an den Leinen des Himmelszeltes hochzuziehen? Langsam erhob sie sich und streckte die klammen Finger in die Höhe, versuchte die Leinen zu erhaschen, die einzig im Stande waren, sie aus ihrer Lage zu erretten. Doch ihre Arme waren wohl zu kurz, um den sicheren Halt zu erlangen. Die Decke mit den bunten Blumen rutschte von ihrer Schulter. Sie glitt auf die Planken unter ihren Füßen, saugte durstig das Wasser in sich auf, passte sich gesättigt der Form des Rumpfes an.

Sie schloss die Augen. Der Wind spielte mit ihren Fingern. Er wirbelte um den Ring, der mit den Jahren schwer geworden war, wechselte zum Zeigefinger, in dem sich all ihre Anschuldigungen versteckt hielten, und schließlich ballte sie die Hand zur Faust und streckte sie der Endlosigkeit entgegen. Benommen senkte sie den Kopf; die taub gewordenen Hände und Arme folgten.

Wieder ließ sie den Blick um sich gleiten. Ihre Augen suchten den Horizont ab, suchten geduldig, um jede winzige Erhebung aus der dunkelblauen Linie auszumachen, deren Konturen sich mit dem nächtlichen Himmel vermischten. Da plötzlich glaubte sie, unweit entfernt einen Gegenstand auf dem Wasser zu erkennen. Sie krepelte die Ärmel ihres

Pullover hoch und versuchte mit den Händen ihr Boot in die Richtung zu bewegen. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, sich dem Treibgut zu nähern. Und siehe da: Es war ein kleines Ruderboot wie das ihre. Einem Sektkorken gleich, tanzte es auf der See. In dem fremden Boot lag eine Gestalt, die sich nun langsam und ächzend erhob. Sie trug eine Kutte mit Kapuze und schaute in ihre Richtung.

»Zum Himmeldonnerwetter!«, donnerte sie los. »Kann man sich denn nicht einmal ein paar Jahre aufs Ohr hauen, ohne andauernd von irgendjemandem gestört zu werden?« Der Fremde hustete und seine Kutte baumelte im Boot hin und her.

»Verzeihen Sie, ich dachte, das Boot sei leer«, entgegnete sie ängstlich.

»Das denken alle«, gab er zur Antwort, »aber keines der Boote ist leer. Warum, zum Kuckuck, sollten sie auch leer sein? Das würde ja absolut keinen Sinn ergeben.«

Er schlug seine Kapuze zurück und sie blickte in das Gesicht eines Greises. Obwohl er genau in ihre Richtung blickte, konnte sie seine Augen nur erahnen, denn sie lagen links und rechts einer krummen Habichtsnase in tiefen Löchern verborgen. Aus einem der Ärmel der Kutte kam eine spindeldürre Hand zum Vorschein, die über sein spitzes Kinn strich. Sein Kopf schwankte dabei wie das Pendel einer Uhr hin und her. »Du bist jung, mein Kind. Wie lange sitzt du?«

»Ich ... verstehe nicht?«

Die Züge des Alten verfinsterten sich. »In dem Boot natürlich, Himmeldonnerwetter! Ich will wissen, wie lange du in deinem Boot sitzt!« Er stemmte die Hände in die Hüften und musterte sie von Kopf bis Fuß.

»Das ... weiß ich nicht«, antwortete sie leise.

»Das ist die Jugend von heute«, brummte er. »Ihr ...« Sein Zeigefinger kam gefährlich herangeschnellt. »Ihr wisst rein gar nichts. Ich sitze nun seit dreiundneunzig Jahren in meinem Boot, und du kannst mir glauben, dass es nicht immer leicht gewesen ist. Ich meine, die Einsamkeit, die

macht einem zu schaffen. Solange man jung ist, sucht man vergeblich nach Konversation – doch die Jahre fliegen schnell dahin, und irgendwann macht das Alleinsein richtig Spaß. Was hat mir die Zeit gebracht? Die Jahre um Jahre, in denen ich vor Wut und Verzweiflung auf die offene See hinausgebrüllt habe, in denen ich meinen Träumen hinterhergejagt bin und Tränen vergossen habe. Sie haben mir nichts gebracht, rein gar nichts. Verstehst du?«

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr.« Sie warf die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen.

»Na!«, tröstete sie der Alte. »So schlimm ist es auch wieder nicht.«

»Ich wollte, dass Sie mir helfen!«, drang es erstickt aus ihr hervor. »Sehen Sie denn nicht? Mein Boot – es sinkt! Hier, das kleine Leck. Ich habe versucht es zu stopfen, leider ... umsonst.«

Der Alte beugte sich sogleich zu ihr herüber. »Dein Boot hat ein Leck? Wahrlich und wahrhaftig ein Leck?« Plötzlich verzog er seinen schmalen Mund zu einem breiten Grinsen. »Nun, wenn das so ist, bin ich selbstredend bereit, mein Boot mit deinem zu tauschen.«

»Wozu?«, fragte sie mit ausdruckslosem Gesicht. »Mein Boot sinkt ja!«

»Ach, das macht nichts. Ich bin alt und gebrechlich. Meine Tage sind ohnehin gezählt. Aber du, du bist jung, du hast das ganze Leben vor dir. Wen kümmert der Tod eines alten Mannes? Wer nimmt Notiz davon? Die Zukunft liegt in euren Händen.«

»Sie brauchen mich nur mit zu sich zu nehmen«, antwortete sie verzweifelt.

»Das geht nicht!«, fuhr er sie an.

»Warum?«

»Warum, warum«, äffte er sie nach. »In jedem Boot ist ausschließlich Platz für einen! Das ist ein uraltes Gesetz.«

»Und es darf keine Ausnahme geben?«

»Keine!«, brüllte er zurück.

Sie suchte nach Worten, nach einer Möglichkeit, ihm den aberwitzigen Vorschlag auszureden. Doch der Alte stieg in ihr Boot, fast behände, als sei er um Jahrzehnte verjüngt worden. Er setzte sich neben sie und drängte sie zum Umsteigen, und kaum dass sie sich in seinem Boot befand, stieß er sich ab und ruderte mit den morschen Armen wie besessen hinaus in die Dunkelheit. Sie sah, wie er den bunten Fetzen, mit dem sie das Leck hatte stopfen wollen, in hohem Bogen über Bord warf. Zuletzt hörte sie ihn lachen und jauchzen: »Ich bin erlöst, bin frei. Nach dreiundneunzig Jahren endlich gerettet ...«

»Franja?!« Ilka rappelte sich im Bett auf und lauschte. Schlaftrunken eilte sie über den Flur ins Kinderzimmer und öffnete sachte die Tür. Das Licht des kleinen Mondes an der Wand warf einen weichen, samtfarbenen Schleier über den ganzen Raum. Die vielen Gesichter im Regal an der Wand drehten sich zu ihr, wollten sehen, wer ins Zimmer kam. Sie begutachteten sie wie stille Wächter. Mürrisch blickten sie drein, entschlossen, sich jedem in den Weg zu stellen, der es wagte, ihrer kleinen Besitzerin auch nur ein Haar zu krümmen. Als all die Puppen und Bären, das Nashorn und der Plüschhase erkannten, wer da die nächtliche Ruhe gestört hatte, kehrten sie beruhigt in ihre Ausgangslage zurück. Gesichter und Knopfaugen wurden leblos wie zuvor.

Franjas Bettdecke war zerwühlt. Am Ende spitzte ein nackter Fuß heraus. Ilka setzte sich vorsichtig auf die Bettkante und strich behutsam mit ihrer Hand über die Decke, bis alle Gefährlichkeit verschwunden war. Eine Viertelstunde später ging sie hinunter ins Wohnzimmer und ließ sich in die Sofakissen sinken. Sie griff nach der Packung Zigaretten auf dem Beistelltisch, fischte den vorletzten Glimmstängel heraus und hielt die zittrige Flamme des Feuerzeugs darunter, bis der erste Rauchkringel träge durchs Zimmer schwebte.

Seit ihrem fünften Lebensjahr hatte Franja von Zeit zu Zeit diese Anwandlungen. Sie schlief zwar ein wie jedes andere

Kind, jedoch nach zwei, drei Stunden begann sie sich im Bett hin und her zu wälzen. Oft redete sie zusammenhangloses Zeug, dem man nicht entnehmen konnte, was sie wirklich quälte. Bei Vollmond war es besonders schlimm. Da konnte es passieren, dass sie ihre Schlafstatt verließ und im Haus umherirrte wie ein ruheloser Geist. Zwanzig Minuten hatten sie nach ihr gesucht, in einer stürmischen Nacht im vergangenen Winter. Sie war wie vom Erdboden verschluckt gewesen. Per Zufall hatte Fred sie gefunden, im Schnee auf der Terrasse neben dem Vogelhäuschen, mit blauen Füßen und Händen und einem Gesicht, aus dem fast alles Leben herausgefroren war. Seit dieser Zeit hielt Ilka alle Türen gut verschlossen. Selbst die Fensterriegel im Obergeschoss waren abmontiert, so viel Angst hatte sie, dass Franja eines Nachts etwas zustoßen könnte.

Sie drückte den Zigarettenstummel lange im Aschenbecher breit und atmete tief durch. Bei wie vielen Ärzten war sie gewesen, die letzten Jahre? Und waren nicht alle nach viel unnötigem Hin und Her zu dem Schluss gekommen, dass ihre Tochter an irregulären Schlafstörungen litt?

Ilka stand auf und lief in die Küche. Sie brauchte unbedingt eine Tasse Kaffee. Im Gegensatz zu früher – als Franja ein Baby gewesen war und sie die vielen Nächte mit ihr auf dem Arm mühelos verkraftet hatte –, brauchte ihr Körper nun den Schlaf so dringend wie die Luft zum Atmen. Sie ließ sprudelndes Wasser in den Porzellanfilter laufen und beobachtete, wie die schwarze Flüssigkeit mit einem kaum sichtbaren Strudel verschwand. Der zurückbleibende Satz glänzte wie feuchtes Watt. Sie nahm einen vorsichtigen Schluck und balancierte mit der Tasse ins Wohnzimmer zurück.

Hoffentlich war dies vorläufig die letzte Nacht, in der Franja diese Schwierigkeiten hatte. Sie wollte sie übers Wochenende zu ihren Eltern aufs Land fahren. Franja liebte

ihre Großmutter, weil sie so ein mildes Wesen hatte, weil sie mit ihr Kuchen backte und viele lustige Geschichten kannte; und sie liebte ihren Großvater, weil er so viel von der Welt wusste und ihr jeden Wunsch von den Augen ablas. Sie war gerne bei ihnen, selbst wenn sie in dem ehemaligen Bett ihrer Mutter schlafen musste, es mit Cäsar, dem alten Teddy, zu teilen hatte, und der Duft der Vergangenheit tagelang in ihrer Kleidung steckte. Irgendwie genoss Franja die Stille, die Haus und Garten mit einer schützenden Mauer umgab.

Von Franjas Problemen wussten ihre Eltern nichts. Ilka hatte ihnen nie davon erzählt, denn sie kannte sie nur zu gut. Sie hätten sich nichts als Sorgen gemacht. Dieses Wochenende, dieses eine Mal, musste es sein. Selbst wenn Franja die ganze Nacht hindurch die beiden auf Trab halten mochte, auch wenn es danach Debatten oder gar Vorwürfe gab. Diese zwei Tage musste sie ihren Eltern und ihrer Tochter abverlangen.

Ilka rauchte lustlos die letzte Zigarette. Anschließend löschte sie das Licht und ging nach oben.

»Mama?« Franja sah sie mit großen Augen an.

»Ganz ruhig, mein Kleines, du hast schlecht geträumt.«

»Hab ich wieder geredet im Schlaf?«

»Nein, Schatz.«

»Warum kann ich mich nie an meine Träume erinnern?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht sind es böse Träume, und du kannst froh sein, dich nicht an sie erinnern zu müssen.«

»Du meinst, von Geistern und Hexen, Vampiren und ekligen Monstern?«

»Ja, so etwas Ähnliches.« Sie strich ihr über das Haar und hielt die Hand fest, die nach ihr suchte.

»Bleibst du bei mir, Mama? Bitte!«

»Ja, mein Schatz.«

»Die ganze Nacht?«

»Bis du eingeschlafen bist.«

Als Kind hatte Ilka nie Angst vor Schreckgespenstern gehabt; sie konnte sich nicht an einen einzigen Albtraum erinnern. Ihr Vater hatte sie früh in die Geheimnisse der Welt eingeweiht. Mit fünf kannte sie bereits die wichtigsten Bäume und Sträucher im Garten. Sie war vertraut mit den Tieren des Waldes, den Blumen der Wiese und den Früchten des Feldes. Sie hatte in Steinbrüchen nach Mineralien geklopft. Allzu gut konnte sie sich an den Tag erinnern, an dem sie ihren ersten selbst gefundenen Rauchquarz wie einen unbezahlbaren Schatz nach Hause getragen hatte. Eines Abends war ihr Vater mit einem großen Karton nach Hause gekommen. Gebannt standen sie und ihre Schwester Sara am Küchentisch und sahen zu, wie er geschäftig ein sonderbares Teil nach dem anderen daraus hervorholte. Etliche Dosen und Fläschchen waren es, drei flache Schalen, eine Lampe mit einer roten Birne, ein verstellbarer Holzrahmen, ein Metallrohr und ein Zylinder, an dessen Ende sich so etwas wie ein kleiner Blasebalg befand. Er breitete die Sachen vor ihnen aus und strahlte übers ganze Gesicht. *Von nun an können wir unsere Fotografien selbst entwickeln*, hatte er stolz gesagt und drei Tage später in einer finsternen Ecke im Keller eine Dunkelkammer eingerichtet. Mit riesengroßen Augen beobachtete Ilka, wie die Handbewegungen ihres Vaters im roten Licht auf dem Papier Flecken erzeugten, wie diese sich allmählich in der Flüssigkeit zu erkennbaren Strukturen formten und schließlich ein Bild ergaben. Als sie die ersten unscharfen Schwarz-Weiß-Bilder von der Wäscheleine nehmen durfte, wusste sie, was sie später einmal werden würde. *Eines musst du dir gut merken, mein Kind*, hatte ihr Vater gesagt: *Ausschließlich das, was du fotografieren kannst, hast du wirklich gesehen.*

An ihrem elften Geburtstag war es soweit gewesen: Es war fast taghell und die Glut der aufgehenden Sonne quoll durch die Fensterscheiben im Osten. Das Bett ihrer Schwester war leer, das ihrer Eltern nebenan auch. Sie lief